

Der alte Traum vom Fliegen

Tanz-Biennale eröffnet in der Staatsoper und im Messepalast



„La Sylphide“ mit Niels Bjorn Larsen als Hexe in der Staatsoper

Photo: Mory

Deutlicher läßt sich der Wandel, den die Menschheit in den letzten 150 Jahren in Lebensstil, Geschmack und Wertung durchgemacht hat, kaum nachvollziehen als in der Kunst. Der Tanz macht da keine Ausnahme. Seine Revolution hat sich ebensowenig ohne Eklat und Schocks vollzogen wie in den übrigen Künsten. Zwischen dem Blick zurück ins Tanzmuseum anno 1836, zu dem die Staatsoper mit der Rekonstruktion von August Bournonvilles „La Sylphide“ einlädt, und Mark Morris' Verständnis vom Freien Tanz der neunziger Jahr, den er mit seiner „Monnaie Dance Group“ im Messepalast demonstriert, scheinen Welten zu liegen. Und doch haben sie mehr gemeinsam, als auf den ersten Blick scheinen mag: den Traum vom Fliegen, die Befreiung von Zwängen, die elementare Freude an der Bewegung. Gewandelt hat sich die Form, in der man sich diesem Traum genähert hat.

„La Sylphide“ bedeutete für die Zeitgenossen eine Revolution auf der Spitze, Befreiung vom Korsett höfischer Etikette, das neue Tänzerinnen-Ideal sollte möglichst wirklichkeitsfremd, ein ätherisch-schwebendes Wesen sein. So dachte Filippo Tagliolini, der Schöpfer der ersten „Sylphide“ 1832, und so wünschte sich, vier Jahre darauf, der große Däne Bournonville seine Traumgestalt.

Mark Morris, der Amerikaner, der seit zwei Jahren als Ballettchef am Theatre de la Monnaie die Brüsseler in begeisterte und empörte Lager spaltet, verlegt sich auf die sanfte Revolution.

Zurück zur Natur des Menschen, weg mit dem unnatürlichen Spitzenschuh, dem „Martertricherl“, weg mit allem, was der lockeren ungezwungenen Bewegungsentfaltung im Wege steht. Keine einengenden Kostüme, keine kunstvoll gesteckten Frisuren, keine Puppengesichter, schmucklos sei der Mensch, das Schönheitsideal hat andere ästhetische Begriffe...

Die Natürlichkeit, die scheinbare Leichtigkeit der tänzerischen Bewegung, die Absage an die zirkensische Virtuosität des Russischen Balletts sind nicht die Erfindung Mark Morris', sondern Bournonvilles. Und das ist das eigentliche Geheimnis, das seinen Balletten ihre Aktualität und anfehlbare Wirkung bis heute bewahrt hat. Sie sind das Kriterium für Erfolg oder Mißlingen jeder Rekonstruktion.

Daß das Staatsopernballett jetzt alle diese Voraussetzungen optimal erfüllt, hat selbst hartnäckige Optimisten überrascht. Den Löwenanteil an der mit einmütigem Jubel quitierten Premiere hat zweifellos Peter Schaufuss, der legitime Sachwalter Bournonvilles, dessen behutsame, minimale Änderungen des Originals der dramaturgischen Stringenz des Werkes in jeder Hinsicht nützen. Die Klugheit und Umsicht, mit der er sein Team zusammengestellt und motiviert hat, summiert sich zu einem Abend, an dem es keine Schwachstellen gibt.

Da wurde der Dirigent Michel Sasson mit der leichtfüßigen Musik Herman von Lovenskjolds betraut und alles hört sich prächtig an. Da wurden die Dekorationen und Kostüme David Walkers genregerecht und – im Hexenwald voll geheimnisvoller Poesie – entworfen, und da verdankt das corps de ballet sein Stilgefühl und seine wendige Schnelligkeit Marilyn Vella-Gatt und Johnny Eliason, die über Monate daran geschliffen hatten.

Denn, wenn in einem Bournonville-Ballett das Ensemble wackelt, retten es die herrlichsten Solisten nicht. Im homogenen Umfeld, das seit Nurejews „Schwanensee“-Produktion in Wien – und das war 1964! – keiner wieder zuwegegebracht hat, entfaltete Schaufuss als James seine dominierende Rollenauffassung mit präziser, jahrzehntelang ausgefeilter Selbstverständlichkeit. Brigitte Stadler hat mit der zerbrechlichen Elfe zum Höhenflug angesetzt. Nichts mehr von kühler Glätte, sie schwebt über dem Boden, macht vergessen, wie hart

an dieser Schwerelosigkeit gerobotet werden muß. Man denkt auch bei der Solosylphide der Marialuise Jaska nicht daran, und nicht bei der Neuentdeckung Sylvia Halwax, die eine temperamentvoll-innige Effie hervorzauberte, Richard Bowmans bäurischer Gurn, der Effie zuletzt doch bekommt, liefert das passende plumpe Gegengewicht. Und Niels Bjorn Larsen, den hexischen Veteran mit der Ausstrahlung und Präsenz eines Zwanzigerjährigen bejubelt natürlich auch das Wiener Publikum als Madge. Einen Schmunzeleffekt steuert Klein-Prohaska, das Fußballertöchterl, bei. Sie wieselt mit den Großen um die Wette, und doch hat sie das Programmheft vergessen.

Den Szenenwechsel vom glanzvollen Staatsopern-Auftakt in den jämmerlich schlecht beleuchteten Messepalast verkrafteten die Tanzfans nicht ohne Mühe. Mark Morris' erstes Programm – am Montag folgt der zweite Streich – fährt mit musikalisch schwerem Geschoss auf – Brahms' „Liebesliederwalzer-Zyklus“, den lieben doch die Wiener allemal, auch wenn er von einem in der Qualität recht uneinheitlichen Sängerkvartett begleitet wird – aber vielleicht haben ihm die Vor-schusslorbeeren oder die Erinnerung an Balanchines gleichnamige Vertanzung einen Bären dienst erwiesen.

Gewiß, die Truppe wirkt weit aus professioneller und optisch sympathischer als bei „Tanz '86“, aber Morris' gern zitierte Musikalität empfinde ich – ketzerisch – doch reichlich beiläufig. In manchen Liedern nimmt sie die Stimmung im natürlichen Bewegungsrhythmus auf, in anderen wiederum schlenkern, walzen, rollen die Tänzer beziehungslos an der Musik und am Text vorbei.

Am interessantesten ist Morris als Interpret inmitten einer persönlichkeitsarmen Kompanie. Sein Solo „Ten Suggestions“ (Musik: Alexander Tscherepnin) hat zumindest Witz und Originalität. Möglich, daß sich das Bild beim nächsten Programm noch ändert.

Linda Zamponi